

(Nachdruck verboten.)

81]

Schilf und Schlamm.

Roman von Vicente Blasco Ibañez

Schließlich trat die Menge auf den Platz und erwartete die Stunde der Mahlzeit. Die Schar der Musiker, die man seit der glanzvollen Messe ein wenig vergaß, begannen am entgegengegesetzten Ende zu spielen. Alle freuten sich über diese Atmosphäre duftender Pflanzen und den Pulverdampf, und jeder dachte an den Kochfessel, der ihn zu Hause erwartete, mit den besten Vögeln des Abuserasees gefüllt.

Das Glend ihres früheren Lebens schien sich in einer weitentlegenen Welt, in die sie nie mehr zurückkehren sollten, abgespielt zu haben. Ganz Palmar glaubte, jetzt wäre ihnen für immer Glück und Reichthum beschieden, und man sprach über die geschwollenen Phrasen des Predigers, die dieser den Fischern geweiht; man sprach von der halben Unze, die man ihm für diese Predigt gab, der großen Summe, die die Musik kostete, von den Behängen mit Goldfranzen, die das Portal der Kirche schmückten, und der Musikbände, die die Leute mit ihren kriegerischen Lauten förmlich beherrschten.

Die Fischer machten dem Kubaner, der in seinem schwarzen Anzuge ganz steif erschien, und dem Onkel Paloma, der sich an diesem Tage tatsächlich wie der Herr und Gebieter von ganz Palmar verkam, lebhaft Komplimente. Neleta spreizte sich, eine reiche Mantille um die Schulter, unter den Frauen und ließ ihren Perlmutterrosentanz und das mit Elfenbein beschlagene Gesangbuch glitzern, das sie auch am Tage ihrer Hochzeit benutzt hatte. Niemand kümmerte sich um Canamel trotz seines majestätischen Aussehens und seiner goldenen Kette, die auf seinem Bauche hin- und herbaumelte. Man hätte wahrhaftig glauben können, das Fest würde nicht mit seinem Gelde bezahlt; aller Dank und alle Lobeserhebungen galten nur Tonet in seiner Eigenschaft als Herr der Sequiota. Nach Ansicht dieser Leute verdiente eine Person, die nicht zur Gemeinde der Fischer gehörte, weder Rücksicht noch Respekt. Der Gastwirt aber fühlte, wie in seinem tiefsten Innern der Haß gegen den Kubaner wuchs, der ihn nach und nach alles raubte.

Diese böse Laune verließ ihn den ganzen Tag über nicht. Seine Frau, die seine Stimmung erriet, gab sich die größte Mühe, während der Mahlzeit, die sie im ersten Stockwerk des Hauses für den Prediger und die Musiker angerichtet hatte, liebenswürdig zu erscheinen.

Sie sprach von der Krankheit ihres armen Paco, die ihn oft recht überlaut stimmte, und bat jedermann, man möchte ihm verzeihen. Am Ende des Tages, als die Postkutsche die Leute von Valencia wieder entführte, war der ärgerliche Canamel endlich mit seiner Frau allein und konnte nun seiner Wut freien Lauf lassen.

„Ja, gewiß, er würde den Kubaner nicht länger dulden. Mit dem Großvater stand er sich sehr gut, das war ein Arbeiter, der allen seinen Verpflichtungen nachkam. Aber Tonet war ein Faulenzer, der sich über ihn lustig machte, sein Geld benutzte, um ein wahrhaft fürstliches Leben zu führen, der kein anderes Verdienst hatte, als daß er bei der Ziehung um die Fischbezirke die Nummer Eins bekam, er raubte ihm sogar das magere Vergnügen, das er sich für sein ganzes Geld, das er für das Fest aufgewendet, hätte verschaffen können, denn dem anderen, Tonet, dankte ein jeder, als wenn er, Canamel, gar nicht auf der Welt wäre, als wenn das ganze Geld des Unternehmens nicht aus seiner Börse kam, denn im Grunde waren doch nur ihm die Resultate des Fischzuges zu verdanken. Er würde diesen Faulenzer, diesen Laugenichts vor die Tür setzen, und selbst wenn er den ganzen Nutzen des Unternehmens einbüßen sollte.“

Entsetzt von diesen Drohungen legte sich Neleta ins Mittel. Sie empfahl ihm Ruhe an. Er sollte doch bedenken, daß er selbst Tonet aufgesucht. Im übrigen betrachtete sie die Palomas wie zu ihrer Familie gehörig, denn hatten sie sie nicht in ihrem Glend aufgenommen? Doch Canamel wiederholte mit dem Eigensinn eines Kindes seine Drohungen. So lange es sich um den Onkel Paloma handelte, war ihm alles recht. Mit ihm wollte er weiter zusammenarbeiten. Aber was Tonet anbetraf, so sollte er sich bessern oder er wollte mit

ihm brechen. Jeder gehörte an seinen Platz. Er hatte keine Lust, seinen Verdienst länger mit diesem Nusschneider zu teilen, der nichts weiter verstand, als seinen armen Großvater auszunutzen. Das Geld ist schwer zu verdienen, und er würde keinen Mißbrauch dulden.

Der Haß zwischen den Eheleuten war so lebhaft, daß Neleta weinte und abends nicht zum Balle gehen wollte.

Der Platz war von großen Wachskerzen erleuchtet, die man bei Begräbnissen benutzte. Demoni spielte auf seinem Dudelsack die alten valencianischen Tänze: Chaquera vella, oder den Tanz, der in Torrente Mode war, den die Mädchen in Palmar äußerst zeremoniell tanzten, wobei sie sich die Hände reicherten und die Paare sich kreuzten, wie die gepuderten Damen, die sich als Fischerinnen verkleideten, um beim Lichte der Fadeln eine Rabane auszuführen. Dann kam der Tanz „Eins und Zwei“, ein sehr lebhafter, leidenschaftlicher Tanz, der paarweise vorgenommen wurde und einen Sturm von Beschrei und Getreisch hervorrief, wenn ein Mädchen im Wirbel der Drehungen ihre Strümpfe ein wenig höher zeigte.

Vor Mitternacht hatte die Kälte dem Feste ein Ende gemacht. Die Familien gingen nach Hause, doch die jungen Leute, der fröhliche und tapfere Teil der Bevölkerung, der die beiden Tage des Festes wie in einem Rausch verbrachte, war auf dem Marktplatz zurückgeblieben. Sie hatten den Schießprügel auf der Schulter, als müsse man eine Waffe in der Hand haben, wenn man sich in einem kleinen Dorfe amüsieren will.

Man brachte Ständchen. Die Nacht sollte nach der traditionellen Gewohnheit damit hingebracht werden, daß man das Dorf von Tür zu Tür durchstreifte und allen jungen oder alten Frauen von Palmar zu Ehren Liedchen sang. Um diese Aufgabe besser zu erfüllen, schleppten die Sänger ein kleines Tännchen Wein und einige Flaschen Schnaps mit sich herum. Mehrere Musiker von Catarroja, gutmütige Kerle, begleiteten Demonis Dudelsack mit ihren Instrumenten, und die Serenade zog sich durch das dunkle Dorf, das nur noch von einer Ballfadel erleuchtet wurde.

Die ganze Jugend von Palmar marschierte, mit ihren Schießprügeln auf der Schulter, in einem dichten Trupp, mit Demoni und den Musikern, die ihre Hände vor der kalten Berührung der metallenen Instrumente mit ihren Mänteln zu schützen suchten, an der Spitze, Sangonera schloß den Marsch mit der kleinen Tonne, die man ihm übergeben hatte. Häufig aber hielt er den Augenblick für gekommen, seine Last an die Erde zu setzen und die Gläser zu füllen, damit man sich erfrischen konnte.

Einer der Sänger begann das Lied, die beiden ersten Verse unter Begleitung des Tamburins, und ein anderer antwortete dann, indem er die aus vier Versen bestehende Strophe ergänzte. Gewöhnlich waren die beiden letzten Verse die boshaftesten, und während der Dudelsack und die Blechinstrumente den Schluß des Liedes mit lärmendem Mitornell begleiteten, stieß die Jugend allerlei Beschrei aus und schoß Freuden salben in die Luft ab.

Kein Mensch konnte in dieser Nacht ein Auge zutun; von ihrem Bett aus folgten die Frauen den Klängen der Serenade, jubelten jäh auf, wenn die Salben losplakten, und ahnten gleichsam, wenn die jungen Leute von einer Tür zur anderen zogen; jeder Nachbar wurde mit boshaften Anspielungen begrüßt.

Auf diesem Zuge wurde Sangoneras Tännchen nicht lange in Ruhe gelassen. Die Gläser kreisten durch die Gruppe und verbreiteten neue Lebenswärme in der starren Frostkälte der Nacht, während die Augen bei jedem Schlud glänzender und die Stimmen immer rauher wurden.

Als man wieder einmal Halt machte, wurden zwei junge Leute mit einander handgemein, zankten sich, wer zuerst trinken sollte, beschimpften sich gegenseitig auf das Blutigste und sprangen plötzlich zurück, um auf einander anzulegen. Alle sprangen dazwischen, um sie zu trennen, und man entriß ihnen ihre Waffen unter Faustschlägen.

„Legt Euch schlafen, der Wein schadet Euch, legt Euch schlafen.“

Die anderen aber setzten ihre Serenade und ihr Beschrei fort. Solche Vorfälle bildeten nur eine kleine Abwechslung und kamen unter denselben Umständen jedes Jahr vor.

Nachdem man auf diese Weise drei Stunden langsam um das Dorf herumgewandert, waren alle betrunken. Demoni war der Kopf so schwer und seine Augen schlossen sich. Es hörte sich an, als niese er fortwährend in seinen Dudelsack, und das Instrument schwankte unsicher und wankend wie die Beine des Rünstlers selbst. Als Sangonera sah, wie das Tönnchen leer wurde, wollte er ebenfalls singen und improvisierte unter lauten Zurufen der anderen zusammenhangslose Lieder gegen die reichen Leute des Dorfes.

Es war kein Wein mehr da, aber alle richteten es so ein, daß sie auf der Hälfte des Weges Canamels Taberne gegenüberstanden, denn sie hofften, ihren Vorrat dort erneuern zu können.

Neben der dunklen geschlossenen Schenke sahen die Lärmenden Sängertönen, der sich bis an die Augen in seinen Mantel gewickelt hatte, so daß man nichts weiter als seinen Plintenlauf sah. Der Kubaner fürchtete die Indiskretion dieser Leute; er erinnerte sich, wie er selbst in solchen Nächten zu Werke gegangen war, und hoffte, ihnen durch seine Anwesenheit zu imponieren.

Der Zug, den der Kaufsch und die Müdigkeit sehr geschwächt, schien vor Canamels Hause gleichsam zu neuem Leben zu erwachen, als wäre ihnen der durch die Wände dringende Duft der vollen Tonnen zu Kopfe gestiegen.

Einer von ihnen stimmte ein für Canamel äußerst schmeichelhaftes Lied an; er nannte ihn Herrn Don Paco und lobhudelte ihm auf das lebhafteste, damit er ihnen die Tür öffnete. Er nannte ihn die Perle der Freunde und versicherte ihn der Sympathie aller, wenn er ihnen das Fäßchen wieder füllen würde.

Aber das Haus blieb stumm, auch nicht ein Fensterladen wurde geöffnet, und man hörte nicht das leiseste Geräusch.

Im zweiten Liede nannte man den armen Canamel schon Du, und die Stimme der Sänger zeigte ein gewisses Zittern; es kam ein dumpfer Jörn zum Ausbruch, der eine wahre Sintflut von Unverschämtheiten versprach.

Tonet wurde unruhig.

„Was soll das heißen? Stellt Euch doch nicht so ekelhaft an“, sagte er seinen Freunden in einem Tone, der väterlich klingen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Zum 25. Todestage Richard Wagners.

Von Ernst Kreowski.

... Wagner schaltete wie ein Sultan im Reiche der Tonkunst, er hatte seine Favoriten und Lieblingsaffen, und viele der edelsten Musikpaschas ließ er mit der Seidenen Sämur erdroffeln... Er tritt gegen die musikalischen Juden und das unmusikalische neue Deutsche Reich, gegen Mendelssohn und Bismarck, gegen Komponisten, Sänger und Schriftsteller, und als er zuletzt alle seine Feinde geschunden und abgeschlachtet hatte, bekämpfte er die Division und die Fleischkost...

Das sind Sätze aus einem Nekrolog auf Richard Wagner, nachdem dieser am 13. Februar 1883 im Palaß Vendramin zu Venedig verschieden war. Der Verfasser des Pamphlets hieß Daniel Spitzer. Er galt damals als „einer der ersten Wiener Humoristen“, wozu sicher nicht viel gehörte, weil er der Sonntagsplauderer der „Neuen freien Presse“ war. Wenn die Akrobatik: alles, was da ist, auf den Kopf zu stellen, Vernunft in Unvernunft zu verwandeln, Humor genannt wird, dann war Spitzer — ein Humorist. Im letzten Grunde war es seine Aufgabe, sich wöchentlich einmal um 150 Gulden Honorar vor der Elite der Wiener Börsemäcker als tanzende Salome zu produzieren. ... Noch sind zwar einige Mannen von jener alten Garde unfreiwilliger Spasmacher und Ignoranten am Leben; in dessen wandeln sie nur als Mumien durch unsere tumultuarische Gegenwart, und ihre Kolophonumsblitze verblasen am Sonnenfeuer des Tages. Wagners Kunst leuchtet heute über den Erdbreis, obgleich er selbst, der große Lichtbringer, seit einem Vierteljahrhundert im Grabe ruht!

Es ist jedoch nicht unsere Sache, uns den zweifelhaften Korbanen anzugliedern, die jetzt zum Gedächtnisfeste des Bayreuther Meisters ihre Jubellakantaten ertönen lassen. Das sind doch nichts als meckernde Beckmesserlaute, nichts als gewohnheitsmäßige, rein mechanische Fingerübungen geschäftiger Klavieristen der Presse. Waren es damals, nach Wagners eigenem Ausspruch, „immer die zu völliger Verhöhnung erhobenen Haupt-Nezenjenten der größten, bewährtesten und allerliberalsten Zeitungen“, die das Gewissen des bürgerlichen Publikums in Kunstangelegenheiten, von denen es gar nichts versteht, darüber beruhigten, daß seine Verhöhnung des von ihnen Geschmähten am rechten Plage sei“, so sind

es auch jetzt wieder dieselben „liberalen“ Organe, welche das Lob des Meisters mit vollen Baden singen. Das bringt so das Geschäft und die Mode mit sich.

Zuerst das Geschäft. Der Kapitalismus okkupiert Wagner ausschließlich für sich allein. Dieselben Hoftheater, welche dazumal vor seinen Werken ängstlich die Tore verschlossen hielten, dieselben Intendanten, die es, wie der selige Botho von Hülken, als eine Schmach empfanden, mit Wagner, „diesem „Kerl“, diesem „Schlingel“, in einem Jahrhundert geboren zu sein“, sie beugten sich doch vor dem Gözen Gold und empfahlen ihren Geschäftsnachfolgern die „Pflege“ der Wagnerschen Kunst. Es gab Potentaten, die den ehemaligen Dresdener Barriladentämpfer nicht leiden mochten. Dennoch müssen seine Schöpfungen immer erhalten, so oft es gilt, die Schwindlucht in der Theaterkasse zu kurieren. Uns graust vor dem Zeitpunkt, wo Wagners Werke geistlich freigegeben sein werden. Das geschieht nämlich am 1. Januar des Jahres 1914. Dann wird wohl ein Wagnerturnult ohnegleichen losbrechen. Dann wird, um weiter mit Wagners Worten zu reden, „das Gold als der Unschuld würgende Dämon der Menschheit“ erscheinen, und „der verhängnisvolle Ring des Nibelungen als Börsen-Portefeuille dürfte das schauerliche Bild des gespenstigen Weltbeherrschers zur Vollendung bringen.“...

Ob bei diesem Tanz um das goldene Kalb nicht doch allgemach das Wagnerische Kunstideal ertürrt werden wird, nun, diese Frage wollen wir offen lassen.

Ob das Proletariat dann von Wagners Schöpfungen geistigen Gewinn ziehen kann, ob es dann völlig Besitz ergreift von allem, was ihm jetzt die herrschenden Klassen verweigern, nun, das soll die Zeit lehren.

Bis an diesen Tag ist die bürgerliche Psyche um kein Jota verändert worden. Alle Wagnerschwärmerei unserer Zeit ist Plundererei. Das Publikum ist in seiner überwiegenden Masse mit dem Wagnerschen Musikgeiste ebenso wenig vertraut, als dazumal. Es hat Wagner zum Modegözen erhoben, ohne von der Gewalt seiner Tonsprache im tiefsten Herzen gepackt und revolutioniert zu werden. „Das Publikum unserer Theater hat kein Bedürfnis nach dem Kunstwerke; es will sich vor der Bühne zerstreuen, nicht aber sammeln; und dem Zerstreungsfüchtigen sind künstliche Einzelheiten, nicht aber die künstlerische Einheit Bedürfnis.“... Es ist wahrhaft niederschlagend, selbst an unseren Gebildeten wahrnehmen zu müssen, daß sie eine gute von einer schlechten Aufführung, oder das in einzelnen Zügen hier erreichte, dort aber gröblich verfehlte Gesingen nicht eigentlich zu unterscheiden wissen. ...

So hat Wagner gesprochen. Aber er weist auch gleichzeitig auf die Schwären dieses kapitalistischen Regimes, als dessen Produkt „der Philister, der gemeine, feige, schlechte und dabei grausame Wohnwahnheitsmensch — die Stütze des Bestehenden“ — gekennzeichnet wird.

Luzus und Schlemmerleben!

„Das ist die Kunst, wie sie jetzt die ganze zivilisierte Welt erfüllt! Ihr wirkliches Wesen ist die Industrie, ihr moralischer Zweck der Gelderwerb, ihr ästhetisches Vorgeben die Unterhaltung der Gelangweilten. Aus dem Herzen unserer modernen Gesellschaft, aus dem Mittelpunkt ihrer kreisförmigen Bewegung, der Geldspeculation im großen, saugt unsere Kunst ihren Lebenssaft und läßt sich von da zu den Tiefen des Proletariats herab, entnervend, entfittigend, entmenslichend überall, wohin sich das Gift ihres lebensfähigsten ergießt — und ihren Lieblingsstij hat sie im Theater aufgeschlagen!“

Wollte man hier von etwa das Festspielhaus in Bayreuth ausnehmen? Gewiß, Frau Cosima Wagner hat sich hochverdient um den Meister gemacht; sie hat seine Kunstideale vorangetragen; sie hat die Theater verhindert, bloß die Wagnerschen Werke zu verhören, sie gab ihnen unantastbare Vorbilder für das künstlerisch zu Erstrebende. Dennoch, dennoch — der Wurm: Kapital geheißen, sitzt eben auch in Bayreuth hinter den Draperien, und die Lösung des Wagnerschen Kunstideals in sozialer Hinsicht ist dort weder begreift, noch jemals versucht worden.

Es hat sich aber auch bisher nicht jene Hoffnung, der Peter Cornelius vor etwa vierzig Jahren Ausdruck gab, erfüllt, daß nämlich „erst die nach Wagner Schaffenden das unvergleichbare Wirken dieses Genius einer reiferen Zeit zu dankerfülltem Bewußtsein bringen“ würden.

Das liberale Bürgertum hat es gebudelt, daß Wagner bis zu seinem Tode, und noch lange darüber hinaus, durch Wigbolds verhöhnt, durch Unverständige tausendfach gestäubt und geschunden, durch Zerrbildzeichner vor aller Welt lächerlich gemacht wurde, und hat an diesem ganzen Getriebe ein diabolisches Vergnügen bezeugt. Nun nimmt es seine Werke hin, wie sie ihm von Geschäftemachern kredenzet werden. Somit läßt sich für die Zukunft nichts erwarten, was tröstlich wäre.

Für die sozialdemokratische Arbeiterkraft, das ist also für das Volk, ergeben sich aus Vorstehendem verschiedene Lehren von eminenter Wichtigkeit. Hat das Bürgertum den Meister auch noch bis heute nicht zu fassen vermocht: — wir können das, können es aber freilich auch nur, wenn wir uns an seine Werke hingeben. Es erwacht deshalb dem deutschen Proletariat die hohe Kulturmission, von Wagners Kunstschaffen tatkräftig Besitz zu ergreifen. War dies anher fast ausschließlich ein Gegenstand der Mode, so liegt es nun an uns, die fernere Prostitutionierung zu verhindern, indem wir

unserer Rechte geltend machen. Denn wir haben ein solches Recht auf die Kunst im allgemeinen, wie auf das Wagnersche Gesamtkunstwerk im besonderen; und dies Recht wollen wir uns nicht verläßern lassen.

(Nachdruck verboten.)

Neue Forschungen über den Bau der Materie.

Von F. Linke.
(Schluß.)

Vergleicht man die Goldteilchen der erwähnten Goldlösung mit den Wassermolekülen, den kleinsten Stoffteilchen, aus denen das Wasser zusammengesetzt ist, so sind die ersteren immer noch von riesiger Größe. Von dem Sehen der einzelnen Moleküle sind wir also noch sehr weit entfernt und sehen vorläufig noch keinen Weg, auf dem es uns gelingen könnte. Vielleicht wird das stets ausgeschlossen bleiben, denn die Lichtmenge, welche von einem Molekül ausgehen könnte, ω zu klein, als daß sie einen Eindruck auf unsere Netzhaut hervorzurufen imstande wäre, abgesehen davon, daß die einzelnen Moleküle zu nahe beieinander liegen, um einzeln für sich gesehen werden zu können. Es spielt aber auch noch eine andere Frage mit herein, nämlich die, ob nicht das durch alle die Moleküle zusammen zerstreute Licht sichtbar werden wird, ähnlich wie bei der staubigen Luft, auf die ein Bündel Sonnenstrahlen fällt. In der Tat lehrt die Theorie etwas Derartiges. Am interessantesten wird diese Frage bei der irdischen Atmosphäre, ob sie allein bei der molekularen Struktur, wegen ihres gewissermaßen körnigen Baues — wenn man auf die kleinsten Teilchen zurückgeht — in gehöriger Schichtdicke nach Art eines feinen Nebels undurchsichtig wird. Nach den uns zur Verfügung stehenden Kenntnissen kann man berechnen, daß für gelbes Licht und für Luft gewöhnlicher Dichte ein Lichtbündel nach Durchlaufen einer Schicht von 100 Kilometer seine Lichtstärke um die Hälfte verloren hat. Innerhalb der Entfernungen, in denen wir gewöhnlich sehen, kann also reine Luft wohl durchsichtig genannt werden, aber auf größere Entfernungen hin, wie sie in der Atmosphäre wirklich vorkommen, ist die Zerstreung des Lichtes durchaus zu beachten. Die Strahlen eines Sternes, der gerade über uns im Scheitelpunkte steht, verlieren danach 6 Proz. seiner Lichtstärke. Das Messungsergebnis hat auf etwa 20 Proz. geführt; die Differenz scheint also auf die Unreinigkeiten in der Atmosphäre zu entspringen. In Dicken von mehreren Tausend Kilometer würde also eine Luftschicht wie ein dichter Nebel wirken. Wäre der Zwischenraum zwischen uns und der Sonne mit reiner Luft angefüllt, so würden wir uns also in dichter Finsternis befinden und keinesfalls die Sonne sehen. Denken wir uns mithin den Weltraum mit dem von vielen Physikern angenommenen „Äther“ erfüllt, so dürfen wir diesem keine körnige Struktur zuschreiben.

Die Zerstreung ist natürlich um so größer, je kleiner die Wellenlängen des Lichtes sind. Da nun die blauen Strahlen die kleinsten uns sichtbaren Wellen haben, so werden diese am meisten zerstreut und hier haben wir die Erklärung der blauen Himmelsfarbe.

Die erörterten und ähnliche Untersuchungsmethoden haben noch manche Kenntnisse über den Bau der organischen und anorganischen Körper vermittelt. Besonders fruchtbar sind diejenigen Methoden gewesen, welche die eigene Lichtstrahlung der Körper benutzten, die Körper also nicht durch auffallendes Licht in den kleinsten Teilchen zum Mitschwingen brachten, sondern sie zu selbständigen Schwingungsmittelpunkten machten, d. i. die „Spektralanalyse“. Diese in Verbindung mit anderen physikalischen Erscheinungen ergaben, daß Größen, die sich auf die einzelnen Moleküle beziehen, uns doch nicht so unzugänglich sind, wie man es sich zuweilen gedacht hat — wenn auch die kleinsten Teilchen der Materie unsichtbar sind.

Alle die von Lorenz betrachteten Erscheinungen sind geeignet, die molekulare und atomistische Anschauungen über den Bau der Materie zu stützen, wonach die Körper aus kleinsten Teilen, eben den Molekülen, bestehen. Jedes Molekül enthält in sich als kleinstem Repräsentanten eines chemischen Stoffes alle die chemischen Eigenschaften dieses Stoffes selbst. Die meisten Körper lassen sich aber noch zerlegen in eine ganze Reihe von chemischen Grundstoffen oder Elementen, deren wir jetzt einige sieben kennen. Aus diesen sind alle anderen Körper gebildet. Die kleinsten Teilchen dieser Elemente nennen wir Atome. Treten Atome mehrerer Grundstoffe zusammen, so bilden sie Moleküle eines anderen Körpers mit großenteils ganz anderen Eigenschaften als diejenigen der einzelnen Elemente. Treten zwei Atome Wasserstoff mit einem Teile Sauerstoff zusammen, so bilden sie eine chemische Verbindung, die wir Wasser nennen.

Der atomistischen Vorstellungsweise bedienen sich die Physiker häufig, um sich eine lebendige und klare Vorstellung von den Erscheinungen und ihrem gegenseitigen Zusammenhang zu bilden. Dabei darf man sich nicht dazu verleiten lassen, in diesen kleinsten Teilchen der Materie einen Endpunkt für die Analyse der Erscheinungen zu sehen. Es gibt Physiker, die sich mit diesen Theorien außerordentlich befriedigt fühlen, während wieder andere das nicht tun. Wenn aber die Atomistik in vielen Fällen mehr als alles andere geeignet erscheint, uns eine klare Einsicht zu ver-

schaffen in die Naturerscheinungen und den Bau der Materie, so muß das nicht bloß am Wesen der Dinge außerhalb von uns liegen, sondern auch an der Beschaffenheit unseres Geistes, und da muß eben eine Verwandtschaft zwischen beiden vorliegen, wie ja schon das Begreifen einer Erscheinung eine gewisse Vertrauttschaft zwischen ihr und dem begreifenden Geiste voraussetzt. Auf jeden Fall aber liegt die wirksame Verteidigung der atomistischen Anschauungen in ihrer Zweckmäßigkeit und Fruchtbarkeit. Ohne sie würden wir manchen Dingen machtlos gegenüberstehen, wenn auch nicht verschwiegen werden darf, daß sich ihnen in anderen Fällen noch zahlreiche Schwierigkeiten entgegenstellen, deren Erörterung jedoch noch schwieriger ist als die vorliegenden an ungeschulte Leser schon recht hohe Anforderungen stellenden. Ueberhaupt liegt hier die Gefahr nahe, daß manches unverstanden bleiben wird. Das ist aber nicht zu vermeiden, wenn man einmal versucht, in die Zusammenhänge hineinzuleuchten, die uns durch schwere und saure Arbeit hervorragender Forscher bekannt geworden sind. Zum Froste der Leser kann ich auch sagen, daß das Nichtverstehen mancher Dinge in unseren Betrachtungen nicht viel schadet. Ich denke nämlich, daß für jeden immer noch genug übrig bleibt zur Vereicherung seines Wissens auf diesem Gebiete wie auch zur etwaigen Anregung für weiteres Nachdenken wegen der überraschenden Aussblicke, die es in das große Geheimnis der Natur gestattet. Namentlich zeigt sich hier wieder, wie man oft mit Methoden auf die Erkenntnis gewisser Erscheinungen kommt, von denen man nie geahnt hatte, daß sie das leisten würden und könnten.

Einen der interessantesten Aussblicke erhalten wir bei der Betrachtung der Organisierung der Materie, die sich als über alle Beschreibung reich erweist. Ein Kubikzentimeter ist ein so kleiner Raumteil, daß er für uns Menschen im gewöhnlichen Leben nur eine untergeordnete Bedeutung hat. Ein Kubikzentimeter Wasser wiegt nur ein Gramm und tausend dieser Gramme machen erst ein Kilogramm, das für uns immer noch keine bedeutende Größe ist. Und dennoch enthält bereits ein einziges Kubikzentimeter z. B. der uns umgebenden Luft so viel Moleküle, daß ihre Zahl mit einigen zwanzig Ziffern geschrieben werden müßte, und das geht schon in die Quadrillionen! Und diese reiche Welt nur noch belebt und vervielfältigt durch die unaussprechliche Bewegung, in der sich die einzelnen Moleküle ständig befinden und weiter noch durch die schier unendlichen Vervielfältigungen, welche die sich kreuzenden Licht- und Wärmestrahlungen in die Masse hineinbringen. Und wieviel mehr verwickelt muß uns erst ein Milligramm Einzeihstoff erscheinen, das schon in seinem Bau eine sehr große Kompliziertheit aufweist! Unter diesem Gesichtswinkel darf es uns sehr viel weniger wunderbar erscheinen, daß äußerst kleine stoffliche Mengen, wie es z. B. die Spermatozoen sind, die Träger einer bis in feinste Einzelheiten gehenden Erbliebeit sein können.

Ich lasse die eigenen Worte Lorenz' in der Uebersetzung, die in der „Physikalischen Zeitschrift“ erschienen ist, hier folgen:

„Auch wenn wir es wagen, unsere Gedanken auf den Zusammenhang zwischen den körperlichen und den geistigen Erscheinungen zu richten, behalten wir die feine Organisierung der Materie im Auge. Ich bin weit davon entfernt, geistige Vorgänge auf Prozesse in der Materie zurückführen zu wollen; das Ungleichartige (das ist doch hier aber eine Frage!) kann man nicht voneinander ableiten. Aber wohl kann man die Auffassung vertreten, daß jedem Zustand und jeder Tätigkeit unseres Geistes eine bestimmte Beschaffenheit und eine bestimmte Veränderung des Gehirns entspricht. (Was vielleicht im Grunde genommen auf dasselbe hinauskommen wird!) Soll ein solches Sichentsprechen bis in die kleinsten Einzelheiten reichen, dann muß — dies ist klar — die Anzahl von Elementen, aus denen die Hirnsubstanz zusammengesetzt ist, ungemein groß sein. Wie groß sie sein muß, können wir nicht sagen; aber wir wissen, daß ein Milligramm Materie eine Anzahl von Atomen umfaßt, viel größer als die gesamte Zahl der Buchstaben in allen Büchern der Leidener Universitätsbibliothek. Und denken wir an den Reichtum von Gedanken, der in der Anordnung dieser Buchstaben schon enthalten ist, dann verstehen wir einigermaßen, daß wirklich die materiellen Veränderungen im Gehirn genügend Veränderungsmöglichkeiten bieten können, um die Abspiegelung einer hohen und komplizierten Geistestätigkeit zu sein.“ —

(Nachdruck verboten.)

Er starb und wurde begraben.

Von Holger Drachmann
(Fortsetzung.)

Wenn dann Andreas an der offenstehenden Tür vorüberkam und das Kind so dasitzen sah, ging er regelmäßig hinein, zapfte ihm die Schürze weg, nahm das kleine, weiche, schmutzige Händchen in seine eigene große, harte, mit Fischleim und Schuppen gefirnigte Hand und sagte: „Matte-Marie, komm, geh' mit mir hinab zum Schweine — wilst Du?“

Und dann gingen sie hinab zu der entgegengesetzten Giebelseite des langen Flügels, wo sich der Schweinefall befand, der in viereckige Einfriedigungen abgeteilt war, wie Grabstätten auf einem Friedhof.

Auch dort roch es — natürlich. Aber die frische Luft des Strandes zog dazwischen durch, und außerdem: man wußte, was es war, und daß es nur vom Guten war.

Dort standen sie dann schweigend und sahen zu, wie das große fette Schwein, mit Flecken über dem einen Ohr, sich an den Brettern rieb und ihnen von Zeit zu Zeit mit seinen langen, lichten, aristokratischen Augenwimpern zublingelte. Und während die beiden, jedes für sich, ihre Gedanken über Zeit und Ewigkeit, über Leiden und Glend hatten, stieg das Schwein mit seinen Vorderbeinen in den Trog, bewegte den flachen Rüssel mit den beiden „Speigatten“) und grunzte sein beruhigendes:

„Deff, öff! Laß uns essen und trinken, denn morgen müssen wir sterben!“

So lautete es wenigstens für Andreas, wenn auch nicht mit ganz denselben Worten. Die Meinung war darin.

Mätte-Marie aber trocknete ihre Tränen und steckte dem Schweine einen Strohhalm in das eine Nasenloch. Das war zu unwiderstehlich und das arme Kind brach in lautes Lachen aus; das Schwein aber machte ohne weiteres kehrt und zog sich tief getränkt in seine Schlafkammer zurück.

„Deff, öff!“
Und dann schlug es die Ohren zusammen, wie Menschen die Hände falten, und hierauf schlief es und kümmerte sich nicht weiter um die ganze Geschichte.

Es wurde immer schlimmer oben in der Bodenkammer. In den langen, stillen, mondlosen Winterabenden bohrten sich diese Schreie durch die mit Eisblumen bedeckten Fensterscheiben und wurden den ganzen Flügel entlang und auch in den Nachbarhäusern gehört. Dann öffnete sich bisweilen eine Tür, und eine lauschende Gestalt wurde sichtbar. Drei bis vier Männer kamen unterhalb der Fenster Kammern zusammen; sie wechselten einige Worte miteinander und traten sodann in die Küche ein, wo Lene sie mit roten Augen, bebenden Lippen und zitterndem Kinn empfing.

Sie stiegen zusammen hinauf, wo die Petroleumlampe auf der Kommode qualmte und Jvar sich im Bette krümmte. Es mußte das Bettzeug unter ihm gewechselt werden; er konnte keine Ruhe haben, er mußte aus dem Bett gehoben werden. Die vier Männer saßen jeder an einer Ecke des groben, zwergeleinigen Lakens an und hoben ihn so behutsam, wie Fischer heben können. Jvar heulte vor Schmerz.

Als sie wieder unten waren und draußen auf dem glänzenden Schnee standen, über den der Himmel seine indigoblaue Glanzkuppel wälzte, fuhr sie einer nach dem anderen mit der Hand nach dem Rücken, sagten aber nichts. Sie gingen wieder jeder nach Hause; aber es konnte geschehen, daß sie in der Nacht nochmals aufgetrieben wurden; denn „Jvar mußte geendet werden“ — „der Uermstel!“

Hierauf wurde Familientrat gehalten. Es ergab sich ganz von selbst.

Nach einer durchwachten Nacht, in welcher der Kranke sich schlechter befunden hatte denn je, gab Lene des Morgens den vier Bettlern Kaffee. Man sah in der Küche mit blaugefrorenen Händen, die rauchenden Schalen auf dem Schöke, und man blies abwechselnd auf die Finger und in den Kaffee.

Lene sagte: „Möchte doch der liebe Gott ihn bald erlösen!“ Ein anderer sagte: „Man hat gesehen, daß Leute, denen es noch viel schlechter gegangen ist, aufgenommen sind. Wenn nur die Frau Aspegren herüberkommen könnte. . .“

Es war dies die weiße Frau auf der anderen Seite des Sundes, mehrere Meilen landeinwärts.

„Sie ist sehr teuer!“ meinte emer.
Der erste entgegnete: „Es muß da Rat geschafft werden; Jvar hat sich nie zurückgehalten, wenn es uns galt. Wieviel kannst Du entbieten, Lene?“

„Ich kann nicht mehr geben als fünf!“ antwortete sie mit Bestimmtheit.

„Das ist sehr wenig. Sie tut es nicht unter funfunddreißig — zu dieser Jahreszeit. Wir müssen noch ein wenig warten!“

Es verging ein Monat. Die Luft war nicht mehr kalt, die Frühjahrszeichen begannen; es ging rasch vorwärts mit dem Steinen.

Auch mit Jvar ging es rasch — abwärts.
Man setzte die vier Männer — Erik Stammelen, Anud und die Brüder Karl und Christian Mörregaard — ihr Boot in die See, um die weiße Frau zu holen.

Sie kamen am nächsten Tage zurück und hoben ein Bündel von Schals aus dem Boote und setzten es sehr vorsichtig auf den Sand nieder.

Das war Madame Aspegren.
Sie entklebte sich der Oberkleider und reichte Stück für Stück davon den Fischern, ohne diese anzusehen. Sie folgten ihr ehrerbietig, wie ebenso viele Diener, zum Hause hinauf.

Eine kleine, schwächliche Frau, überaus reinlich gekleidet, mit einer großen, wattierten Taschentapuze, darunter dunkles, glänzendes Haar und kleine, leuchtende Augen, wie die eines Vogels — oder vielleicht besser, wie die eines ausgestopften Vogels, denn die Augen schienen sich nicht zu bewegen.

*) Seemännische Terminologie: Rinne, respektive Röhren, aus denen das Wasser von den Decken nach auherwärts ablaufen kann.

Lene erwartete sie in der Küche und küßte ihre Hand, welche Madame selbst hinreichte.

Sie stellte keine Frage, sondern blickte auf die Leiter.
„Er liegt da oben!“ flüsterte Lene und stieg voraus.

Die Männer stellten sich bei der Türschwelle zusammen und warteten in vollständigem Schweigen.

Die beiden Weiber kamen wieder herab. Lene hielt die Hand vor die Augen. Diesesmal war die Hand ganz von Tränen benetzt, als sie dieselbe wegnahm.

Madame Aspegren machte ein Zeichen gegen den Herd hin, wo der Kaffeekeffel kochte. Lene verstand sogleich den Wink. Die Frau sah auf dem Haublock mit der rauchenden Schale in der Hand; sie schlürfte das Getränk in langen Zügen und geröhnte den schwarzen Mandiszuder, während der Dampf ihr Gesicht umwallte, gleichsam wie einer Priesterin der Vorzeit. Niemand wagte die Stille zu unterbrechen, aber alle warteten mit sichtlicher Spannung.

Nun war die Schale leer; sie reichte dieselbe Lene mit einem Nid; er wurde verstanden, und zum zweitenmal stieg der Dampf empor und hüllte die schönische Kutia ein, während der schwarze Mandiszuder wie ein Knochen unter den Zähnen eines Raubtieres knirschte.

Hierauf sagte Lene, zu den Männern gewendet:
„Madame Aspegren sagt, daß es zu spät sei — nicht wahr?“

Die weiße Frau nickte, stellte die Tasse weg und griff langsam nach dem unteren Teile des Kleides und hob denselben in die Höhe. Auf die nämliche Art den ersten und den zweiten halb-wollenen Unterrock. In dem dritten — einem gelben, ganz wollenen Unterrocke war eine Tasche; aus der Tiefe dieser Tasche zog sie einen Beutel hervor, und aus dem Beutel naheinander: einen Zwirnfäden, eine Schere, einige schmale leinene Bänder, einen Bund Zwiebel, einen Bund Schlüssel, ein Fläschchen mit einem Korf, durch den eine Kieffeder gestochen war, und endlich eine Schachtel in der Form einer Salvenschachtel. Diese Dinge ordnete sie auf dem Schöke. Lene und die Männer blickten darauf in fragendem und beinahe unheimlichem Schweigen. Hierauf fuhr Lene fort: „Madame Aspegren — hat — gesagt — daß der Doktor — daß er — Jvar — zu lange behandelt hat . . . nicht wahr?“

Man brummte und schwarte mit den schweren Stiefeln.
Madame Aspegren nickte.

Lene fuhr fort: „Jetzt kann sie nur — jetzt kann sie nur . . .“
Lene hielt inne und blickte auf die Frau. Diese aber sah noch immer schweigend da, hielt die Hände über den Inhalt des Sackes und stierte vor sich hin.

„Kann Madame Aspegren ihm die Schmerzen nehmen?“ fragte Erik, der beherzteste der Männer.

Endlich öffnete sie den Mund, aber ohne daß die Augen sich erheben oder den Ausdruck wechselten, und sagte mit starkem Akzent:
„Ich kann ihn sterben lassen!“

Sie fierten einander einige Minuten an; allein, das Wort war gesprochen, und es war das Orakel, welches gesprochen hatte.

Es war nunmehr entschieden; niemand machte eine Einwendung; jedes brütete über seinen Gedanken — da hörte man ein schwaches Schluchzen von der Bodenkammer herab.

Die Kallitir war offen geblieben. Auf der obersten Sprosse sah Mätte-Marie und weinte, während sie die Knöchel in die Augenwinkel drückte.

Das Kind war von der Schule zu Hause geblieben und hatte sich oben versteckt — im Borgefühle, daß große Dinge entschieden werden würden. Sie erhielt zwei Stücke schwarzen Mandiszuder und den Befehl, hinauszugehen und mit dem Schweine zu spielen. Sie hörte wohl auf, zu weinen, weigerte sich aber durchaus, der fremden Frau die Hand zu reichen.

Hierauf segelten die vier Männer — bei gutem Wind — wieder mit der weisen Frau über den Sund.

Andreas kam etwas später von der See zurück. Als er auf dem Wege nach Hause an dem Schweinestall vorbeikam, traf er Mätte-Marie in voller Beschäftigung mit dem Strohhalm. Das Schwein grunzte aus Leibeskräften. Das Kind lachte laut.

„Guten Tag, kleine Mätte-Marie!“ — „Guten Tag, Andreas!“ — „Wie sieht es? Mir scheint, ich begegnete draußen Eriks Boot voller Leute? . . .“

Hier ließ das Kind den Strohhalm fallen und begann zu weinen.

„Ist . . . Jvar gestorben?“ fragte Andreas.

„Nein — aber die fremde Frau ist dagewesen — und nun soll der Vater sterben — und ich war oben in der Kammer — und ich fürchte mich so sehr, daß sie dem Vater etwas zu Leide tun . . .“

Und sie weinte noch stärker.

„Weißt noch ein wenig heraußen, Mätte-Marie!“ sagte Andreas. Und als er zur ersten Tür des Flügels kam, steckte er den Kopf zum Nachbar hinein und tat dessen Weib, auf das Kind acht zu geben.

Die Nachbarin schaute mit einem bezeichnenden Blick auf ihn.

„Ja, sie haben sie gebracht und sind eben wieder mit ihr zurückgefahren. Sag' Lene, daß ich ihr schon helfen werde, wenn sie ihn wäscht und ankleidet.“

„Ist er tot?“ fragte Andreas.
„Ja freilich ist er's! . . .“

(Schluß folgt.)